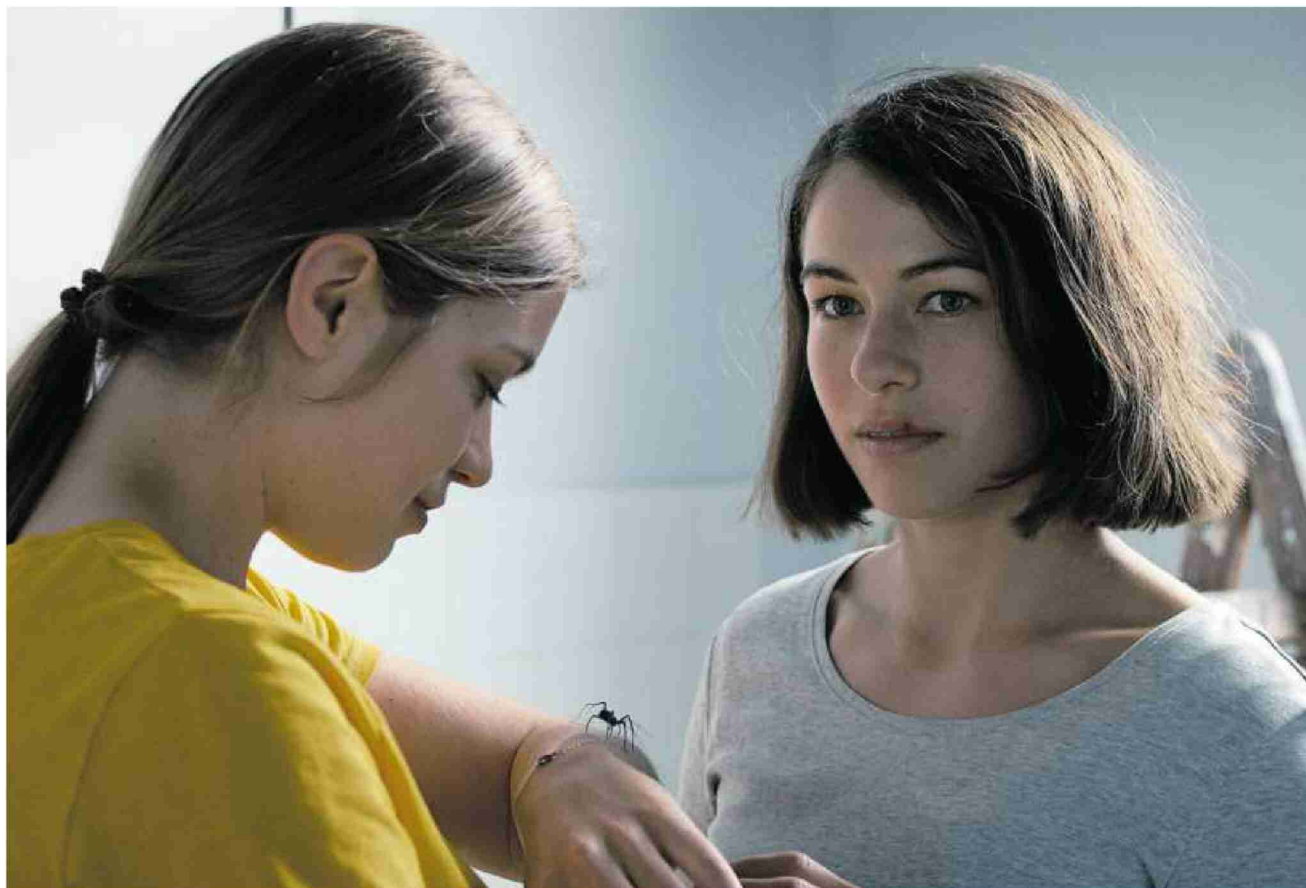




Herzkammerspiel mit betörendem Puls

Mit «Das Mädchen und die Spinne» beweisen die Schweizer Filmemacher Ramon und Silvan Zürcher ihre starke Handschrift



Lisa (Liliane Amuat, links), Mara (Henriette Confurius) und die Spinne: Das ist nicht die einzige Ménage-à-trois im neuen Film der Brüder Zürcher. BEAUVOIR FILMS

URS BÜHLER

Bei einem Umzug steht nicht nur ein Haushalt kopf, sondern oft auch das Leben. Erinnerungen brechen auf beim Sortieren der Habseligkeiten, die kleine Welt wird neu geordnet, und auf frisch getünchten Wänden kann sich das Dasein neu entfalten wie auf einer leeren Leinwand. Nicht viel anders ist das bei Lisa (Liliane Amuat), die gerade aus der jahrelang praktizierten Berliner WG mit Mara (Henriette Confurius) und Markus (Ivan Georgiev) und in ihre eigene Wohnung zieht. Die beiden jun-

gen Frauen verbindet oder trennt eine merkwürdige Mischung aus Vertrautheit und Distanz, die uns erste Rätsel aufgibt. Bald folgt ein ganzer Reigen davon, wird der Umzug doch zum Stelldichein von Freunden, Nachbarinnen, Helfern in der alten wie in der neuen Wohnung, in einem von charaktervollen Frauen geprägten Haus.

Netze und andere Geflechte

Menschen kommen an, sie wirken ge-

erdet und schwerelos zugleich, verweilen flüchtig und verschwinden dann wieder, fast wie Reisende auf einem Bahnhof. Dazu passt ein musikalisches Leitmotiv des Films, ein Ohrwurm aus den achtziger Jahren: «Voyage, Voyage». Nicht nur wegen dieses Songs weht ein Hauch von französischem Autorenkino, von Éric Rohmer vielleicht, durch diese Deutschschweizer Produktion. Die schlichte Handlung dient den Berner Zwillingen Ramon und Silvan Zürcher, die für Regie, Buch und Schnitt



verantwortlich zeichnen, als Rahmen für ihren Zweitling «Das Mädchen und die Spinne». Ein leichtfüssig inszeniertes Kammerspiel ist daraus geworden, nennen wir es ein Herzkammerspiel mit betörendem Puls.

Die handlungs-, aber nicht ereignisarme Geschichte ist in der deutschen Hauptstadt verortet, könnte jedoch irgendwo spielen. Gedreht hat man vor zwei Jahren grösstenteils in einer ehemaligen Bierbrauerei in Wabern bei Bern, wo eigens die beiden lichtdurchfluteten Wohnungen aufgebaut wurden. Die beiden 1982 geborenen Brüder haben an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin studiert – der eine Regie, der andere Produktion – und knüpfen mit ihrem Zweitling nahtlos an ihr vielgepriesenes Kinodebüt «Das merkwürdige Kätzchen» an. Ein dritter Teil (Arbeitstitel: «Der Spatz im Kamin») soll sich mit den ersten beiden in absehbarer Zukunft zu einer Trilogie übers Zusammenleben fügen.

Zusammeng gehalten werden die voneinander unabhängig funktionierenden Filme durch etwas, was viele in diesem Fach eine Karriere lang vergeblich anstreben: eine eigene Handschrift. Die der Zürchers könnte man als magischen Hyperrealismus umschreiben. Da ist einerseits eine somnambule Atmosphäre, in der wie bei einem Nachtraum die Grenzen von Zeit und Raum verschwimmen – obwohl man sich physisch kaum bewegt. Was der Mensch als Wahrheit zu pachten pflegt, vermischt sich mit Imagination zu einer ganz eigenen Form von Poesie.

Diesem schwebenden Zustand steht andererseits eine klare Bildsprache gegenüber, die mitunter fast schon Stillleben schafft. Die Kamera (Alexander Hasskerl) verharrt auf den grossformatig eingefangenen Gesichtern, das Spiel

mit der Tiefenschärfe hebt sie oft vor verschwommenem Hintergrund ab. Die Figuren ruhen in sich und wirken gleichzeitig seltsam verloren. Ihr biografischer Hintergrund erschliesst sich dem Publikum höchstens in Andeutungen, sie bewahren sich ihr Geheimnis. Mehr verraten ihre Blicke als Schlüssel des Films.

«Bleib!», sagt die eine zum anderen, dann wieder bedeutet ihm jene, zu verschwinden. So werden unverbindlich Beziehungsgeflechte geknüpft, fragil wie das Netz einer Spinne, die mit zwei Protagonistinnen nicht die einzige Ménage-à-trois bildet.

Die Blicke verraten viel

Im starken Schauspielensemble überzeugt neben Henriette Confurius die Zürcherin Liliane Amuat, ehemaliges Ensemblemitglied der Wiener Burg wie des Theaters Basel, die ihr Leinwandpotenzial vor vier Jahren schon als Hauptdarstellerin in «Skizzen von Lou» bewiesen hat. Dieses Duo um die dreisig bildet die Achse des Reigens, dessen melancholisch-beschwingten Takt ein Walzer als zweites musikalisches Leitmotiv setzt: Die bekannte Komposition «Gramofon» des Moldauers Eugen Doga setzt regelmässig ein, ehe wieder relative Stille einzieht, vor der die eingestreuten kleinen Grausamkeiten umso mehr Wirkung erzielen. Und die Haut, dünn geworden vom Schmirgelpapier des Alltags, zeigt hier und dort Risse. Es wird tüchtig gebohrt, draussen mit dem Presslufthammer ebenso wie drinnen in den Herzen. Die Schale von Lisas Mutter Astrid (famos: Ursina Lardi), die sich als Zügelhelferin versucht, dürfte der Handwerker Jurek (André Hennicke) knacken. Die Annäherung gipfelt angesichts eines defekten Scharniers im elektrisierenden Dialog über eine Fenster-

reparatur, die eine Seelenreparatur symbolisieren könnte.

Zum Gesamtkunstwerk, das nur an ganz wenigen Stellen etwas forciert wirkt, gehören auch die präzise gesetzten, kargen Dialoge – artifiziiell fast wie auf der Bühne und gleichzeitig mitten im Leben. Dass auch die repetitiven Ansätze nicht ermüden, hat viel mit den fein und humorvoll beobachteten Absurditäten zu tun – und mit einem stupenden Gefühl für Rhythmus. Hier wirken Tagträume retardierend, ebenso ihre nächtlichen Pendants. Aus ihnen wächst eine geheime Kraft, welche die Dinge zusammenhält und sie mit den Menschen verbindet und den Tieren.

Seziermesser und Feder

Am Ende spiegelt ein imaginiertes Kindermädchen auf schwankender Schiffsreise als Stimme aus dem Off die Stimmung, die sich in den anderthalb Stunden zuvor auf der Leinwand aufgebaut hat: «Ich torkle und staune, nicht zu fallen. Staune, dass niemand fällt. Und frage mich, wieso die Kerzenständer im Salon nicht umkippen, die Vasen nicht über die Tischkanten rutschen. (...) Hier wirkt alles magnetisch. Als halte eine geheime Kraft die Dinge zusammen.»

Die beiden Filmemacher arbeiten also mit dem Seziermesser in der einen und der poetischen Feder in der anderen Hand, und beides fügt sich subtil zu einem Ganzen. Das hat ihnen diesen März, als das Werk an der Berlinale in der jungen Sektion «Encounters» seine Premiere hatte, den Regie- wie auch den Kritikerpreis eingebracht. Eine verdiente Würdigung für ein wunderliches kleines Meisterstück.

«Das Mädchen und die Spinne», ab dieser Woche in Schweizer Kinos.